



JOSEFINE
WEISS

UND
IMMER
NUR
DU

roman

 FEUER
WERKE
VERLAG

Das Buch

Nach dem plötzlichen Tod ihrer Mutter muss sich Fenja um den Nachlass kümmern. Widerstrebend fährt sie in den Ort, in den sie eigentlich nie wieder einen Fuß setzen wollte. Zu schmerzhaft sind noch immer die Wunden, die die Fehler ihrer Mutter und der dramatische Abschied von ihrer ersten Liebe Elias vor 10 Jahren in ihr hinterließen.

Als Fenja auf der Beerdigung schließlich auf Elias trifft, spürt sie erneut die Anziehung, die sie in ihrer Jugend bereits verband. Entgegen allen Widerständen erglüht ihre Liebe von Neuem, und zum ersten Mal seit Langem fühlt sich alles richtig an. Doch dann geschieht das Undenkbare...

Die Autorin

Nach einem abgebrochenen Studium ging Josefine Weiss auf Weltreise, um herauszufinden, was sie vom Leben wollte. Während ihrer Reise erlebte sie die Höhen und Tiefen des menschlichen Daseins: Große Liebe, herbe Enttäuschung, unverhoffte Glücksfälle und unvermittelte Schicksalsschläge. Und sie lernte unzählige Menschen mit all ihren persönlichen Geschichten kennen, die allesamt ihren Eindruck hinterließen. Inspiriert von all den Bekanntschaften und Erlebnissen begann sie, ihre ersten eigenen Romane zu schreiben. Nach ihrem Debut „Wenn es uns gegeben hätte“ erscheint nun mit „Und immer nur du“ ihr zweiter Roman im FeuerWerke Verlag.

Und immer nur du

Roman

Josefine Weiss

LESEPROBE

Mehr zur Autorin finden Sie auf
www.JosefineWeiss.de, www.facebook.com/josefineweiss.autorin,
www.instagram.com/josefineweiss.autorin/ und
www.feuerwerkeverlag.de/weiss/

Abonnieren Sie auch unseren Verlags- und Autoren-Newsletter und
erfahren Sie so als Erster von unseren **Neuerscheinungen**,
Autorennews und exklusiven **Buch-Gewinnspielen**:
www.feuerwerkeverlag.de/newsletter

Originalausgabe August 2021
© FeuerWerke Verlag, alle Rechte vorbehalten
Maracuja GmbH, Laerheider Weg 13, 47669 Wachtendonk
Herstellung: Books on Demand GmbH
Printed in Europe
Umschlaggestaltung: Catrin Sommer – rausch-gold.com unter
Verwendung von AdobeStock_204975097 von Strelciuc
AdobeStock_189514826 von Rmid
Lektorat: Claudia Grundschock, Berlin

ISBN: 978-3-949221-05-7

Die Handlung und alle handelnden Personen sind frei erfunden.
Übereinstimmungen oder Ähnlichkeiten mit weiteren realen Personen
sind zufällig und unbeabsichtigt. Alle Texte und Bilder dieses Buches
sind urheberrechtlich geschütztes Material und ohne explizite
Erlaubnis des Urhebers, Rechteinhabers und Herausgebers für Dritte
nicht nutzbar.

Prolog

- September 2004 -

»ICH hasse sie!«

Bis vor wenigen Minuten war meine Welt in Ordnung. Nicht perfekt, aber wessen Leben ist das schon? Jetzt aber liegt alles in Trümmern, und ich weiß, dass es nie wieder so sein wird, wie es noch vor wenigen Augenblicken war. Das, was bisher mein Zuhause war, gibt es so nicht mehr. Und das ist alles ihre Schuld!

»Was vorgefallen ist, hatte nichts mit dir zu tun«, beschwört Papa mich behutsam.

Ungläubig schnaubend sehe ich auf. Gleichzeitig zieht sich bei seinem Anblick alles in mir schmerzlich zusammen. Er hat tiefe, dunkle Ringe unter den Augen. Sein sonst so fröhliches Gesicht strahlt unendliche Traurigkeit aus, und in seinen Augen erkenne ich die Müdigkeit nach einem langwierigen Kampf. Einem verlorenen Kampf.

»Du bist sechzehn Jahre alt, Fenja. Es liegt also an dir, bei wem du leben willst. Allerdings werde ich nicht hierbleiben. Je weiter ich von den Erinnerungen wegkomme, umso besser.« Er zwingt sich zu einem winzigen Lächeln und atmet hörbar aus. »Lass dir Zeit mit deiner Entscheidung, Spatz. Ich ziehe nicht direkt heute aus. Denk also in Ruhe darüber nach.«

Auf Zehenspitzen strecke ich mich zu Papa hoch und drücke ihm einen tröstenden Kuss auf die Wange. Dabei frage ich mich, wen ich trösten will - ihn oder mich selbst? Vermutlich uns beide.

»Egal, was passiert, ich bin immer für dich da«, höre ich ihn noch flüstern.

Wortlos wende ich mich um und stürme aus dem Haus. Meine Augen füllen sich mit brennenden Tränen, während ich auf mein Fahrrad steige und durch die wenigen Straßen radele, die mich von *ihm* trennen.

Wenn alles andere auch auseinanderbricht, ist er meine sichere Zuflucht. Mein bester Freund, mein Vertrauter, meine große Liebe. Elias.

Zu wissen, dass ich diesem wundervollen Menschen nun die Wahrheit sagen muss, fühlt sich schrecklich an, und ich wünschte, ich könnte sie ihm ersparen. Sie wird sein Leben ebenso für immer verändern wie meines. Doch lieber ertrage ich den Schmerz in seinem Blick als den Ballast auf meiner Seele, der sich unweigerlich einstellen würde, wenn ich den Jungen, den ich liebe, belüge.

Noch bevor ich das Fahrrad am halbhohen Holzzaun abgestellt habe, öffnet sich die Haustür.

Frau Strecker wirkt ungewohnt zerstreut, während sie sich die winzige Handtasche über ihre Schulter hängt, die Haustür beinahe lautlos hinter sich schließt und dann tief in Gedanken den Blick hebt. Als sie mich entdeckt, huscht ein Schatten über ihr hübsches Gesicht, den ich nicht deuten kann.

»Fenja«, begrüßt sie mich mit einem undeutlichen Zittern in der Stimme, während ihr Blick unruhig über die Straße huscht. »Elias ist nicht da.«

Irritiert sehe ich zu dem grauen Fahrrad, das direkt neben meinem am Zaun lehnt. Sie folgt meinem Blick und tritt langsam von der Tür weg. Hörbar schluckend schüttelt die Mutter meines Freundes bedauernd den Kopf.

»Er will dich nicht sehen, Fenja. Du solltest wieder gehen. Jetzt ist kein guter Zeitpunkt.«

Völlig vor den Kopf gestoßen versuche ich, einen Blick in ihre braunen Augen zu werfen, doch sie wendet sich von mir ab und geht eilig an mir vorbei. Ohne noch einmal zurückzusehen, schließt sie ihren Wagen auf und steigt ein, doch bevor sich die Fahrertür hinter ihr schließt, höre ich sie leise schluchzen, und ich zucke betroffen zusammen. *Sie weiß es*, schießt es mir durch den Kopf, und mein Herz verkrampft sich vor Mitleid für sie. Normalerweise würde ich jetzt zum Wagen gehen und Frau Strecker fragen, ob ich etwas tun kann, damit es ihr besser geht. Heute aber ist kein normaler Tag, und dass Elias mich angeblich nicht sehen will, ist ebenso wenig normal wie alles andere.

Nachdem der Wagen davongefahren ist, konzentriere ich mich erneut auf den Grund, hier zu sein, und trete zur Haustür, um zu klingeln. Doch egal, wie oft ich den Knopf auch drücke, niemand öffnet. Auffordernd werfe ich einen Blick zu seinem Fahrrad, als könne es mir erklären, wieso er mich ignoriert. Doch das dumme Ding bleibt mir jede Auskunft schuldig.

Kurz entschlossen gehe ich um das Haus herum, folge dem schmalen Kiesweg in den Garten und bleibe auf der ebenerdigen Terrasse neben dem angerosteten Grill stehen. Sehnsüchtig blicke ich zu Elias' Zimmer im ersten Stock hinauf und hole zitternd Luft. Er ist da, das spüre ich mit jeder Faser meines Seins.

Ohne nachzudenken, bücke ich mich und fülle meine Hand mit kleinen Kieselsteinen. Der erste prallt beinahe lautlos vom Fenster ab und landet verhöhrend still vor meinen Füßen. Ich atme tief durch und werfe mehrere Steinchen gleichzeitig an sein Fenster, sodass er das Geräusch unmöglich überhören kann.

Kaum eine Minute später wird die Gardine zur Seite geschoben, das Fenster öffnet sich weit, und sein stechender Blick trifft auf meinen.

Jeder Muskel meines Körpers drängt mich, zu ihm nach oben zu stürzen und in seinen Armen zu versinken. Durch die Tränen allen Kummer aus mir zu spülen und diesen schrecklichen Morgen zu verdrängen - und dennoch zögert mein Herz damit, sich über seinen Anblick zu freuen. Etwas ist anders. Der Blick aus Elias' braungrünen Augen ist nicht so weich, liebevoll und schalkhaft, wie ich es gewohnt bin und wie ich es gerade so dringend brauche. Er wirkt irgendwie fremd und distanziert.

»Elias?«, flüstere ich besorgt, und eine böse Vorahnung breitet sich in meiner Brust aus.

»Du solltest wieder gehen, Fenja«, raunt er durch zusammengegebissene Zähne und senkt beinahe schuldbewusst den Blick.

Mein Herz schlägt mit einem Mal so schnell wie die Flügel eines Kolibris, und mir wird übel. Irgendetwas stimmt hier nicht. Seine Mutter sagte, er wolle mich nicht sehen. Was, wenn sie die Wahrheit gesagt hat? Wenn er es bereits weiß und meinen Anblick momentan nicht erträgt?

»Dann ... wenn es dir jetzt nicht passt ... ich komme später wieder oder ...«

»Geh einfach!«, fährt er mich ruppig an, und sein Blick schießt ruckartig hoch. »Und komm nicht wieder!«

Eine Kälte strahlt mir entgegen, die mich zum Zittern bringt und mein Herz vor Schock einen Schlag aussetzen lässt. Der Junge, der dort am Fenster steht, ist nicht der, der mich gestern noch zärtlich in den Armen hielt.

»Ich muss mit dir reden, Elias. Es ist wichtig, dass du es erfährst. Meine Eltern lassen sich scheiden. Papa zieht weg, und der Grund dafür ...«

»Am besten gehst du mit deinem Vater mit. Das mit uns ist vorbei! Ich kann das nicht mehr!«

Aus Elias' Augen blickt mir eine alles verzehrende Verzweiflung entgegen, die sich tief in mein Herz bohrt und meine Glieder starr werden lässt. Seine Worte klingen so endgültig, dass ich weiß, das mit uns ist tatsächlich vorbei. Auch wenn ich es nicht begreife. Wenn er die Wahrheit bereits kennt, würde ich verstehen, dass er mich gerade nicht sehen will. Aber für immer?

Wie gelähmt stehe ich da, als Elias sich wortlos umdreht und das Fenster schließt - während mein Herz in winzige Splitter zerspringt, von denen ich sicher bin, sie nie wieder zusammenkitten zu können.

Vor einer Stunde noch war meine Welt heil. Nun ist sie ein Scherbenmeer, in dessen Mitte ich stehe und spüre, wie die scharfen Spitzen sich in mein Innerstes graben.

Meine Seele wendet sich von allem ab. Von Elias, der Liebe und von meiner Mutter.

Die vergangene Stunde hat mein Leben zerstört, die Kommende wird mich mit einem Neuanfang konfrontieren, auf den ich nicht vorbereitet bin. Ein Neuanfang, dem ich mich dennoch stellen muss - ohne ihn.

- *Vierzehn Jahre später* -

- *Mai 2018* -

DREIßIG Jahre alt, verlobt, kurz vor dem Durchbruch meiner Karriere. Hätte mir vor fünf Jahren jemand gesagt, dass ich heute an diesem Punkt angekommen sein und in meinem eigenen Eckbüro bei *Von Glaubinger Air* stehen würde, hätte ich ungläubig gelacht. Aber so ist es, und der funkelnde Ring an meinem Finger ist der Beweis.

»Ich kann nicht fassen, dass ich das verpasst habe«, schnaubt Nina übertrieben laut ins Handy.

»Du hättest über meinen Dreißigsten eben nicht in den Urlaub fliegen dürfen«, feixe ich.

»Erzähl es mir noch mal«, fordert sie aufgeregt.

Lächelnd setze ich mich auf meinen cremeweißen Bürostuhl und betrachte den riesigen Verlobungsring, der zu protzig an meiner zarten Hand wirkt. Stefan hat auf einen solchen Ring bestanden. Immerhin sei er kein Irgendwer und würde keine halben Sachen machen. Vermutlich kostet der Stein an meinem Finger so viel wie die Anzahlung für eine kleine Wohnung in Berlin-Mitte.

»Als um Mitternacht die Torte reingefahren wurde, stand Stefan plötzlich vor dem DJ-Pult. Zuerst dachte ich, er will eine Ansage machen, aber dann ist er auf die Knie gesunken und hat ein schwarzes Schmuckkästchen aus der Tasche gezogen. Dann ...«

»Bist du sofort zu ihm gelaufen und hast *Ja!* gerufen«, seufzt Nina theatralisch.

»Wenn du die Geschichte erzählen möchtest, wieso hast du mich dann gefragt? Anscheinend kennst du mehr Details als ich.« Ich kichere und werfe einen flüchtigen Blick auf meinen aufgeklappten Laptop.

Mein E-Mail-Postfach ist zum Bersten voll, und das Telefonat mit Nina frisst mehr Zeit, als ich eigentlich habe. Ich stehe kurz vor der Beförderung zur leitenden Dolmetscherin und darf mir diese Chance nicht dadurch entgehen lassen, dass ich meine Arbeit nicht schaffe. Es ist ohnehin nicht leicht für mich, über das Getratsche der Kollegen hinwegzuhören. Viele sind der Meinung, ich hätte meine Position hier nur inne, weil ich mit dem Sohn des Inhabers liiert bin – was nicht stimmt. Den Job bekam ich, bevor ich Stefan kennenlernte. Diesen Leuten Munition zu geben, indem ich meine Arbeit vernachlässige, kann ich mir nicht leisten.

Kurzerhand schalte ich am Handy den Lautsprecher ein, lege es auf den Schreibtisch, und während ich weiter mit Nina plaudere, öffne ich eine Mail aus der Rechtsabteilung. Man bittet mich um prompte Übersetzung eines Angebots. Momentan erstrecken sich meine Aufgaben auf das Übersetzen von Schriftverkehr mit ausländischen Kooperations- und Vertragspartnern sowie gelegentlicher Geschäftsessen. Falls ich die Beförderung tatsächlich bekomme, würden daraus wichtige Verträge und Geschäftsreisen werden. *Von Glaubinger Air* handelt mit Flugzeugteilen, führt deren Wartung durch und beschäftigt sich mit der Entwicklung neuer Technologie. Sollten meine Aufgaben noch anspruchsvoller werden, muss ich mir dringend technisches Wissen aneignen, um zu verstehen, was ich übersetzen soll.

»Meine Güte, da ist aber jemand auffällig gut gelaunt heute. Spielen die Emotionen verrückt? Sollte ich etwas wissen, das die plötzliche Verlobung erklärt?«, sinniert Nina, und ich stocke abrupt beim Tippen.

»Ich bin nicht schwanger, Nina«, erkläre ich ruhig. »Und von plötzlich kann auch keine Rede sein. Stefan und ich sind seit drei Jahren ein Paar. Wir leben seit einem Jahr zusammen.«

»Und ihr liebt euch«, setzt sie mit einem verträumten Seufzer nach. »Stefan von Glaubinger ist weg vom Markt. Das wird viele Herzen brechen.«

Bei ihren Worten überfällt mich ein merkwürdiges Gefühl. Vielleicht liegt es daran, dass mir die vielen Blicke, die auf uns gerichtet sind,

sobald wir Arm in Arm auf Veranstaltungen auftauchen, nicht ganz geheuer sind. Ich konnte mich noch nie mit dieser Art von Aufmerksamkeit anfreunden. Sie ist irgendwie heimtückisch. Als würden die Menschen nur auf einen Fehler von mir warten und darauf hoffen, dass ich Mist baue, damit der Hauptgewinn wieder frei ist.

»Wenn Ninas Worte so laut durch die Etage hallen, dass ich sie sogar in meinem Büro drei Türen weiter hören kann, kann das nichts Gutes bedeuten.«

Beim Klang von Stefans Stimme hebt sich mein Mund automatisch zu einem sanften Lächeln, und mein Herz macht einen aufgeregten Sprung. In derselben Firma wie der Partner zu arbeiten, hat durchaus Vorteile.

»Wir tratschen bloß über die Neuigkeit der Woche: eure Verlobung«, dröhnt es aus dem Handy.

Stefan rollt demonstrativ mit den Augen, was mir ein leises Lachen entlockt, und kommt auf mich zu. Er lehnt sich an meinen Schreibtisch und streicht liebevoll über meine Wange.

Stolz lasse ich den Blick über meinen Verlobten schweifen und kann mir ein zufriedenes Seufzen nicht verkneifen. Stefan ist einen halben Kopf größer als ich und athletisch gebaut, was den vielen Jahren zu verdanken ist, die er Polo gespielt hat. Seine blonden Haare liegen wie immer perfekt, und auf seinem kantigen Gesicht ist nicht die Spur eines Bartschattens zu erkennen. Er unterstützt seinen Vater in der Geschäftsleitung und muss dafür täglich tadellos aussehen – was er mit Bravour meistert.

Als ich ihn vor vier Jahren kennenlernte, fielen mir zuerst seine hellen, eindrucksvollen Augen auf. Bis heute weiß ich nicht genau, welche Farbe sie haben. An manchen Tagen wirken sie hellgrau, an manchen blau. Stefan ist mehr als attraktiv, umso mehr, wenn er lacht. Leider tut er das nicht sonderlich oft.

Ein vernehmliches Räuspern von der Tür unterbricht meine Musterung, und ich laufe ertappt rot an.

»Entschuldige die Störung, Fenja«, sagt meine Assistentin Emma steif und hält mir einen großen weißen Umschlag entgegen. »Der wurde eben für dich abgegeben. Per Einschreiben.«

Wortlos übergibt Emma mir den Brief, nickt Stefan flüchtig zu und verschwindet ebenso leise aus meinem Büro, wie sie gekommen ist. Untypisch für sie. Normalerweise ist Emma eine sehr gesprächige Person, doch sobald Stefan in der Nähe ist, wird sie kleinlaut.

»Nina, so leid es mir tut, dich abwürgen zu müssen, aber ich habe gleich einen Termin«, lüge ich.

»Selbstverständlich. Dann will ich nicht länger stören«, erwidert sie höflich, aber hörbar frustriert.

»Ich rufe dich morgen an«, sage ich in versöhnlichem Ton und beende das Telefonat, ehe sie antworten kann.

»Von wem ist das?«, fragt Stefan und deutet auf den Umschlag in meinen Händen.

»Kanzlei Weber und Zuckermann«, lese ich vor und hebe fragend den Blick. »Kennst du die?«

Er schüttelt den Kopf, und da mir ohnehin nichts anderes übrig bleibt, öffne ich kurzerhand den Umschlag, ziehe die Papiere heraus, und schon bei den ersten Worten, die ich lese, wird mir schwindlig. Verstorben ... Alleinerbin ... Auflösung der Vermögenswerte ... Die Blätter gleiten aus meinen Fingern. Wie weiße Fahnen, die abgenommen werden, um das Ende eines Waffenstillstandes zu signalisieren, segeln sie lautlos zu Boden und reißen mich mit sich in die Tiefe.

Hingen meine Gedanken bis vor wenigen Augenblicken tatsächlich bei meiner Arbeit und der Verlobung? Ich habe mich in den vergangenen Monaten selbst mit Aufgaben überschüttet und bin jede freie Minute meine Unterlagen durchgegangen, um keine Fehler zu machen und mein Können zu beweisen. Leitende Dolmetscherin in der Firma von Stefans Vater zu werden, war das einzig Wichtige für mich. Plötzlich erscheint mir das alles unbedeutend.

»Fenja, was ist los? Du bist ja kreidebleich.«

Am Rande bemerke ich, dass Stefan die Papiere aufhebt und überfliegt. Dann befinde ich mich in seinen tröstenden Armen, ohne zu wissen, wie ich dort hingekommen bin. Immer wieder flüstert er, wie leid es ihm tut, und er fragt, ob er mir irgendwie helfen kann. Doch ich bleibe stumm. Sprachlos. Überfordert.

Jahre sind vergangen, seit ich das letzte Mal an sie gedacht habe, und doch reißt ihr Tod ein kratertiefes Loch in meine Brust. Ein Loch, das mich an den zermürbenden Schmerz erinnert, der mich beherrschte, als ich mit Papa ins Auto stieg, um sie zu verlassen und nach Berlin zu ziehen.

»Sie ist tot«, höre ich mich wispern.

Hände umschließen mein Gesicht, zwingen mich, den Blick in Augen zu richten, deren Farbe undefinierbar scheint.

»Brauchst du etwas? Soll ich jemanden engagieren, der sich um alles kümmert?«

Plötzlich ist mir schlecht. Ohne nachzudenken, springe ich auf und stürze ins büroeigene kleine Badezimmer. Mich überfällt ein Würgen, während mein Magen sich krampfartig zusammenzieht und ich mich in die schneeweiße Porzellanschüssel übergebe. Doch im Grunde ist es nicht mein Magen, der rebelliert. Es ist mein Herz.

Minuten vergehen, ehe ich den Kopf heben und aufstehen kann. Ich drehe das Wasser auf und spritze es mir ins Gesicht, wasche den Mund aus und trinke einige Schlucke, woraufhin mein Magen erneut rebelliert und ich tief durchatmen muss, um mich nicht gleich wieder zu übergeben.

Beim Blick in den Spiegel entdecke ich Stefan. Er steht hinter mir in der Tür, und seine Miene drückt Unsicherheit und leichte Überforderung aus. Gefühlsausbrüche gehören zum Leben dazu, in unseren Kreisen jedoch muss man stark und gefasst wirken. Stefan ist solche emotionalen Ausbrüche nicht gewohnt.

Ich zwingen mich dazu, gerade zu stehen und das Ziehen in der Brust zu unterdrücken, ehe ich mich ihm zuwende.

»Ich fahre gleich morgen los, um alles zu regeln.«

Stefan nickt, und die Unsicherheit in seinen Augen löst sich auf wie ein vorbeiziehender Sturm.

»Soll ich dich begleiten?«

Ich schüttelte dumpf den Kopf und trete an ihm vorbei ins Büro, um die Papiere einzusammeln und zurück in den Umschlag zu stecken. Es kommt mir selbst lächerlich vor, aber sie dort liegen zu sehen, ertrage ich im Moment nicht.

»Du hast am Montag einen Termin mit dem Stellvertreter dieser japanischen Firma«, erinnere ich Stefan bemüht ruhig.

»Wenn wir früh genug zurück sind, wird das kein Problem sein«, setzt er an, aber erneut schüttle ich den Kopf.

Ich umklammere den Umschlag in meinen Händen so fest, dass meine Knöchel weiß hervortreten und der protzige Verlobungsring noch überdimensionaler wirkt.

»Stefan, ich werde das alles nicht an einem einzigen Tag über die Bühne bringen können. Und ständig zwischen Berlin und Dahrenburg zu tingeln, scheint mir Zeitverschwendung zu sein.«

Ich spüre seine skeptischen Blicke im Rücken wie feine Nadelstiche, nachdem ich den Umschlag auf dem Tisch abgelegt habe und zum Fenster getreten bin.

»Wie lange wirst du weg sein?«

»Es ist nicht das erste Mal, dass ich so was erlebe, Stefan. Eine Woche wird also reichen, schätze ich. Ich muss einen Makler finden und mich nach einer Entrümpelungsfirma umsehen. Die Beerdigung kann vermutlich schon in wenigen Tagen stattfinden. Ich werde den Laptop mitnehmen und die wichtigsten Arbeiten nebenher erledigen.«

Stefan will noch etwas sagen, das spüre ich, er bleibt dann allerdings stumm. Angespannt sehe ich über die Schulter. Noch immer steht er in der Tür und blickt mich einfach nur an. Der kleine Moment am Schreibtisch, als er mich in den Armen hielt, ist alles, was ich von ihm an Trost zu erwarten habe. Und obwohl ich das weiß, wünsche ich mir in diesem Moment seinen Zuspruch und seine Nähe.

Innerlich schüttle ich den Kopf über meine Gedanken. Immerhin kenne ich meinen Verlobten. Ich wusste, worauf ich mich einlasse, als ich diesen Ring nahm und Ja sagte.

»Eine Woche also«, sagt er schließlich und lässt es ein bisschen wie ein Ultimatum klingen.

Kurz darauf verschwindet Stefan wortlos, während ich weiterhin am Fenster stehe und auf die Straße starre.

Vierzehn Jahre war ich nicht mehr in der Stadt, in der ich aufgewachsen bin. Und das aus gutem Grund. Oder sagen wir besser:

Es gab keinen Grund für mich zurückzukehren. Jetzt gibt es einen. Einen traurigen und endgültigen.

Meine Mutter ist gestorben.

ICH hätte den Zug nehmen sollen.

Das ist der erste Gedanke, der mir durch den Kopf schießt, als ich den Wagen vor der geschlossenen Garage parke und den Motor abstelle. Ich bin eine schreckliche Autofahrerin. Sobald ich jemanden überholen muss, werde ich nervös, und oft traue ich mich nicht, die Spur zu wechseln, aus Angst, dass die Lücke, in die ich mich einfädeln will, nicht ausreicht. Also ist es nicht sonderlich verwunderlich, dass mir die weiße Bluse schweißnass am Rücken klebt, als ich aus dem Wagen steige.

Einen Moment bleibe ich mit dem Autoschlüssel in der Hand stehen und atme tief durch, ehe ich auf den Knopf für die Zentralverriegelung drücke und mich meinem Elternhaus zuwende. Ein kleiner hagerer Mann im schwarzen Anzug steht vor der Tür und nickt mir begrüßend zu, doch ich nehme ihn kaum wahr. Stattdessen schweifen meine Blicke über jede Rille in der weißen Hausfassade, entdecken jeden noch so winzigen Fleck auf den Fenstern und bleiben schließlich an dem Apfelbaum im Vorgarten hängen. Die Erinnerung daran, wie ich ihn gemeinsam mit jemandem gepflanzt habe, als ich zehn Jahre alt war, will sich an die Oberfläche drängen, doch ich weigere mich, die Gedanken an jenen regnerischen Frühlingstag zuzulassen. Mit ihnen würden weitere Erinnerungen die Mauer durchbrechen, und für sie bin ich einfach nicht bereit. Bevor die Bilder mich überwältigen können, beiße ich mir in die Wange, bis es schmerzt, und erwidere endlich das Nicken des Mannes vor der Haustür.

»Sie müssen Herr Zuckermann sein«, begrüße ich ihn mit fester Stimme und verstaue die Wagenschlüssel in meiner Handtasche, ehe ich seine ausgestreckte Hand ergreife.

»Ich bin ...« Er räuspert sich und lässt verlegen meine Hand los. »Ich war der Anwalt Ihrer Mutter. Mein Beileid, Frau Mehlbach.«

»Wir standen uns nicht sonderlich nahe«, kommentiere ich und zuckte bei der Härte meiner Worte zusammen.

»Das Leben muss selbst nach einem solchen Verlust weitergehen«, fährt der Anwalt professionell fort und übergeht meinen Kommentar. »Sie sind die alleinige Erbin aller Güter der Verstorbenen. Ich bin befugt, Ihnen jede Auskunft zu erteilen, die Sie in Bezug auf den Nachlass Ihrer Mutter benötigen.«

Ich nicke als Zeichen dafür, dass ich verstanden habe, und deute fragend auf das Haus.

»Gibt es ausstehende Raten?«

Er schüttelt den Kopf.

»Ihre Mutter hatte keinerlei Verbindlichkeiten offen. Das Haus ist nicht belastet, und sie hatte ein Sparkonto, auf dem sie sich etwas fürs Alter zusammengespart hatte. Eine Tragödie, dass ihr Körper aufgab, ehe sie die Chance auf eine ruhige Rentenzeit bekam.«

Wie hat sie es geschafft, das Haus abzuzahlen und nebenbei noch Geld anzusparen?, will ich fragen. Doch ich verkneife es mir und sehe stattdessen auf den Schlüsselbund in seinen Händen.

»Ach ja«, nuschelt Herr Zuckermann und reicht ihn mir. »Die Schlüssel sind sowohl für das Haus als auch für den Wagen in der Garage und den Schuppen im Garten. Sollten Sie noch etwas benötigen, Frau Mehlbach, rufen Sie mich gern an. Die Nummer haben Sie ja.« Damit wendet sich der hagere Mann ab, tritt zum Gartentor und lässt mich allein.

Ein nervöses Zittern durchläuft meinen Körper, als ich mich der Haustür zuwende. Ich rufe mir in Erinnerung, dass es meine eigene Entscheidung war, jetzt hier zu stehen. Nicht auf Stefans Angebot einzugehen und mich persönlich um alles zu kümmern, das war es, was ich wollte. Nun muss ich mich den Folgen dieser Entscheidung stellen und meiner Vergangenheit allein entgegentreten.

Zögernd schließe ich die Haustür auf und trete langsam über die Schwelle. Sie hat renoviert, das sehe ich sofort. Und auch wenn die meisten Möbel dieselben geblieben sind, hat sich einiges verändert. Die Schale auf der Kommode neben der Tür, in der früher unsere Schlüssel lagen, ist weg. Stattdessen hängt ein Schlüsselhaken an der Wand, der die Form eines Seemannsknotens hat. Der beige Teppich ist Laminat in

Kirschholzoptik gewichen, das sich anscheinend über die gesamte untere Etage erstreckt.

Ich schlucke mühsam und trete durch den Flur ins Wohnzimmer. Ein neues graues Sofa steht einem kleinen alten Holztisch gegenüber, auf dem eine Vase mit verwelkten Tulpen steht. Liebevoll arrangierte Bilderrahmen, die über dem offenen Kamin hängen, springen mir ins Auge und lassen augenblicklich Tränen in mir aufsteigen. Tränen der Wut, aber auch der Sehnsucht. Ich kann nicht bestimmen, welches Gefühl stärker ist, was mich noch wütender macht. Wieso empfinde ich bei dem Anblick von Fotos, die mich als Kind zeigen, Sehnsucht? Sehnsucht wonach? Nach einer heilen Familie, die ich mein halbes Leben über nicht hatte und die es nie wieder geben wird? *Das ist lächerlich, Fenja. Reiß dich zusammen.*

Plötzlich fühle ich mich ausgelaugt und müde. Vielleicht hätte ich nicht herkommen oder zumindest Stefans Angebot mitzukommen annehmen sollen. Das Bild, wie er unsicher an der Badezimmertür lehnt, taucht vor meinem inneren Auge auf, und ich verwerfe den Gedanken an seine Gesellschaft schnell wieder. Er hätte kein Verständnis für meine widersprüchlichen Gefühle. Stefan wurde zur emotionalen Kontrolle erzogen, nicht zu Mitgefühl und Verständnis.

Kurz überlege ich, Nina anzurufen, aber auch das verwerfe ich sofort. Ich kann ihren prüfenden Blick förmlich spüren. Wie sie jede Ecke des Hauses analysiert und versucht, mit mir in Verbindung zu bringen. Kann beinahe hören, wie sie mich mit ihrer typischen Neugier nach Geschichten aus meiner Kindheit aushorcht. Ich will meine Freundin nicht wegstoßen müssen, weil ich nicht bereit bin, mich diesen Geschichten zu stellen. Und solange ich dazu nicht bereit bin, werde ich Nina nicht in meine Vergangenheit lassen können.

Fahrig reibe ich mir über die Stirn und wandere weiter durchs Haus. Es ist aufgeräumt, beinahe penibel ordentlich. Als hätte sie Besuch erwartet - oder geahnt, dass etwas passieren wird.

Im oberen Stockwerk gibt es drei Schlafzimmer. Instinktiv gehe ich auf das erste Zimmer zu und öffne zaghaft die Tür. Sonnenlicht durchflutet den rechteckigen Raum, es ist, als würde das Zimmer mich willkommen heißen. Das Bett ist gemacht, der Wäschekorb leer. Alles wirkt wie an dem Tag, als ich mit meinem Vater nach Berlin gezogen

bin. Sogar meine Bücher liegen noch genauso auf der Kommode, wie ich sie zurückgelassen habe.

Nur wenige Dinge nahm ich damals mit nach Berlin. Sie anzusehen, hätte Erinnerungen hervorgeholt, mit denen ich nicht konfrontiert werden wollte. Der Umzug war ein Neuanfang, den ich nicht mit Altlasten beginnen wollte. Papa sah es ähnlich und ließ Mama beinahe alles hier. Nun hier zu stehen, inmitten meines alten Zimmers, fühlt sich an, als würde ich in eine andere Zeit zurückkatapultiert werden.

Ich bin mir all die Jahre so sicher gewesen, dass ich meiner Mutter egal war. Dass sie ihre einzige Tochter aus ihrem Leben gestrichen hat, als ich gegangen bin. Doch niemand würde die Erinnerungen an einen Menschen bewahren, der einem egal ist. Wieso hat sie dann nicht versucht, mit mir in Kontakt zu treten? In den ersten Wochen nach meinem Auszug hat sie einige Male versucht, mich anzurufen, aber damals war die Wunde zu frisch und ich nicht bereit, mich ihr zu stellen. Dennoch war sie meine Mutter, und wenn ich ihr tatsächlich wichtig gewesen wäre, hätte sie nicht aufgeben dürfen.

Unerwartet beginnt mein Puls zu rasen. Ohne nachzudenken, greife ich nach der Lampe auf der Kommode und schleudere sie mit einem frustrierten Schrei gegen die Wand. Dann trete ich zum Schreibtisch und fege Stifte, Blöcke und leere Bilderrahmen zu Boden. Wilde Schluchzer dringen aus meiner Kehle, mein Gesicht ist tränennass.

Mein Vater starb vor sechs Jahren. Herzinfarkt. Und nun ist auch meine Mutter tot. Krebs. Ich bin zu einer Waise geworden. Zu einer Frau ohne Familie - und zum ersten Mal seit vierzehn Jahren stelle ich mir die Frage, ob es ein Fehler war, die Trennung meiner Eltern auf mich zu übertragen und ohne eine Mutter zur Frau zu werden.

Nachdem ich mich ein wenig beruhigt habe, hole ich meinen Koffer aus dem Auto und trage ihn in mein altes Zimmer. Ich koche mir einen Tee aus losen Blättern, klappe meinen Laptop auf und beginne damit, mich durch meine E-Mails zu arbeiten. Morgen werde ich zur Bank gehen und die Konten meiner Mutter auflösen müssen. Außerdem steht ein Besuch beim Steinmetz an, um einen Grabstein auszusuchen, weshalb mir kaum Zeit für die Arbeit bleiben wird.

Nach einiger Zeit beginnt mein Magen zu knurren, und ich schaue hinauf zur runden Uhr über der Spüle. Es ist fast acht Uhr abends. Seit Emma mir gestern den Umschlag gegeben hat, habe ich nichts mehr gegessen. Ich hatte einfach keinen Hunger. Dass mein Magen nun knurrt, sehe ich als gutes Zeichen dafür, dass der erste Schock überwunden ist und sich in wenigen Tagen alles normalisieren wird.

Kurzerhand klappe ich den Laptop zu, schlüpfe in die schwarzen Ballerinas und verlasse das Haus, nicht ohne nach meiner grauen Strickjacke zu greifen. Auch wenn die Sonne noch nicht untergegangen ist und das Thermometer zweiundzwanzig Grad anzeigt, will ich das Haus nicht ohne Jacke verlassen. Der Wind auf den Dünen kann beißend werden, und dafür ist meine Bluse zu dünn.

Nachdenklich schlendere ich durch die Straßen meiner alten Heimat, betrachte die glücklichen Touristen und spüre, wie sehr ich diesen Ort vermisst habe. Dahrenburg ist für die meisten Menschen bloß ein beliebter Urlaubsort an der Nordsee. In Strandnähe gibt es beinahe nur Ferienwohnungen, Hotels und Restaurants. Kaum ein Tourist macht sich die Mühe, weiter in die Stadt hineinzuwandern und die ruhigen Viertel zu entdecken, in denen die Menschen tagaus, tagein leben.

Im Winter ist es hier sehr ruhig. Nur wenige verirren sich bei Minusgraden ans Meer, doch im Sommer pulsiert die Stadt vor Leben und guter Laune. Schon in wenigen Wochen, wenn die Ferienzeit beginnt, wird es hier an jeder Ecke von lachenden Familien wimmeln.

Ein Pärchen radelt auf einem Tandem an mir vorbei, und plötzlich werde ich mir meiner Umgebung richtig bewusst. Ich bin am Brunnenplatz angekommen. Auf der anderen Straßenseite reihen sich Souvenirläden dicht aneinander, auf dieser Seite hingegen tummeln sich Restaurants und Kramläden mit allerlei süßem Schnickschnack. Zielstrebig steuere ich den kleinen Laden an der Ecke an, dessen Schaufensterauslage mir bereits das Wasser im Mund zusammenlaufen lässt. Die besten Fischbrötchen der Stadt lächeln mich einladend an, als ich den Laden betrete. Hinter dem gläsernen Tresen steht ein älterer rundlicher Mann mit schütterem Haar und wischt geschäftig über die Arbeitsflächen.

»Moin«, sagt er freundlich, ohne hochzusehen. »Bin sofort für Sie da.«

Schließlich hebt er den Kopf und blickt in meine Richtung. Im nächsten Moment beginnen seine Augen zu funkeln.

»Na, dass ich das noch erleben darf«, ruft er überrascht und mustert mich eingehend. »Die kleine Mehlbach. Nur, dass sie gar nicht mehr so klein ist«, witzelt er.

»Hallo, Thomas«, erwidere ich lächelnd. »Lange nicht mehr gesehen.«

»Und trotzdem wiedererkannt«, setzt er heiter nach, ehe sich seine Miene verändert und ein dunkler Schatten über sein Gesicht zieht. »Tut mir leid, das mit deiner Mutter. Ist viel zu früh von uns gegangen.«

Ich erwidere nichts und starre stattdessen auf die wenigen Fischbrötchen, die noch im Angebot sind.

»Gibst du mir eins mit Lachs, bitte?«

Thomas schüttelt den Kopf, als würde meine Stimme ihn aus den Gedanken reißen, dann nickt er eifrig und legt den Putzlappen beiseite.

»Wie lange wirst du bleiben?«, fragt er mich.

Ich setze zu einer Antwort an, als etwas vor dem Schaufenster meine Aufmerksamkeit erregt und meinen Blick nach draußen lenkt. Mit klopfendem Herzen starre ich am alten Wunschbrunnen auf der Mitte des kleinen runden Platzes vorbei und muss meine Lungen zum Weiteratmen zwingen. Der Mann, der dort steht und sich ein Handy ans Ohr hält, hat dichte dunkle Haare, ein breites Kreuz und eine hohe Statur. Zwar sehe ich ihn nur von hinten, aber ich weiß sofort, wer das ist. Ich spüre es mit jeder Faser meines Körpers. Mit dem ganzen Druck in meinem Herzen, der ein sehnächtiges Ziehen in mir hervorruft und mich nach draußen treiben will. Zu ihm.

Als hätte er mich ebenso gespürt, wendet er den Kopf in meine Richtung. Sein Gesicht hat alles Kindliche verloren, sein Kinn wirkt dominanter, die Stirn höher, und der leichte Bartschatten zeigt deutlich, dass er kein kleiner Junge mehr ist. Aus der Entfernung kann ich seine Augen nicht erkennen, und doch zeichnet sich in meinem Kopf das deutliche Bild eines klaren Braungrüns. Ich höre seine damals noch kindlich hohe Stimme, die mir ein zaghaftes »Hey« zuruft. Es war an meinem ersten Tag in der fünften Klasse. Die meisten Kinder kannte ich bereits aus der Grundschule, doch der Junge mit den verträumten Augen an der Schaukel war neu. Er sah weder verängstigt noch verloren aus.

Im Gegenteil. Selbstbewusst, mit neugierigem Blick stand er da und beobachtete die anderen Kinder.

Ich wusste von Papa, dass seine Familie in den Ferien hergezogen war und seine Eltern die alte Pension am Stadtrand gekauft hatten, die sie momentan renovierten.

Heute kann ich nicht mehr sagen, was genau mich damals über den Pausenhof zu ihm trieb. In meiner Jugend habe ich es Schicksal genannt und gewitzelt, dass die Liebe uns unweigerlich zueinander geführt hat.

»Hey. Ich bin Fenja«, sagte ich an jenem ersten Tag und legte neugierig den Kopf schief. »Du bist neu.«

Er nickte, und ein freundliches, schalkhaftes Lächeln deutete sich auf seinem schönen Gesicht an.

»Hey«, erwiderte er und streckte mir die Hand entgegen. »Ja, das bin ich. Und du bist anscheinend meine erste neue Freundin.«

Unsere Hände berührten sich, und damit war es besiegelt. Wir waren Freunde. So einfach ist das, wenn man zehn Jahre alt ist.

Irgendwann wurde aus dieser Freundschaft mehr. Und dieses Mehr war es, woran ich mich in einer dunklen Stunde hoffnungsvoll klammerte. In einer dunklen Stunde, die er zur puren Finsternis machte, indem er mir jede Hoffnung nahm und mich mit seinen Worten in den Abgrund stürzte.

Sein Blick gleitet Richtung Schaufenster, und instinktiv ducke ich mich hinter den weißen Stehtisch. Mein Herz hämmert so stark, dass ich es auf der Zunge pulsieren spüre. Nervosität kriecht mir in jede Pore, während ich fieberhaft bete, dass er mich nicht erkannt hat.

Plötzlich erklingt ein lautes, heiteres Lachen dicht neben mir, und ich zucke erschrocken zusammen, nur um im nächsten Moment vor Scham rot anzulaufen.

»Ich hab nur ...«, stammle ich, doch Thomas winkt bloß ab und hält mir ein Lachsbrötchen entgegen.

»Ich weiß genau, was du hast, Fenja. Und du kannst hochkommen, er ist weg.«

Dankbar stehe ich auf und richte im verzweifelten Versuch, mir einen winzigen Rest Würde zu bewahren, meine Bluse.

»Keine Sorge, Mädchen«, ergreift Thomas erneut das Wort. »Er hat dich nicht gesehen. Jetzt komm und iss was. Du bist viel zu dünn.«

Obwohl ich mit schiefem Lächeln das Brötchen annehme, das Thomas mir reicht, ist mir der Hunger vergangen.

Elias. Der Mann, der mir das Herz gebrochen hat wie kein anderer Mann danach - und den ich trotz allem nie vergessen konnte.

(...)

- Ende der Leseprobe -

Ab dem 24.08.2021 überall im Buchhandel

Gratis Kurzroman sichern

Im schönsten Moment

Eine herzerreißende Geschichte über die Liebe auf den ersten Blick und die Magie der zweiten Chance...



Der erste Eindruck, den Lilli und August voneinander haben, könnte nicht schlechter sein: Er, ein arroganter Idiot. Sie, eine kratzbürstige Vogelscheuche. Zum Glück gibt ihnen der Umstand, dass sie gemeinsam mitten in der Nacht zwei Stunden lang in einem Aufzug feststecken, Gelegenheit, diese Eindrücke zu revidieren. Bei einem Spiel, mit dem sie anfangs lediglich die Zeit totschiessen wollen, lernen sie sich nicht nur gegenseitig kennen, sondern erhalten auch Klarheit über

einige Dinge in ihrem eigenen Leben. Aus ihrer Offenheit entsteht Sympathie und Nähe, vielleicht sogar noch mehr, doch das bleibt unausgesprochen. Die beiden trennen sich nach ihrer Rettung, ohne mehr vom Anderen zu wissen als den Vornamen. Vergessen können sie einander nicht. Hält das Schicksal eine zweite Chance für den verpassten Moment bereit?

Den 80-seitigen Kurzroman komplett kostenlos herunterladen:

<https://www.josefineweiss.de/kurzroman/>

